

Sozialer und semiotischer Raum

Querbezüge, Übergänge und Grenzverschiebungen nebst einigen Anmerkungen zur kulturwissenschaftlichen Relevanz des Ähnlichkeitsdenkens

Matthias Bauer

In den Gesellschafts- wie in den Kulturwissenschaften hat der Begriff des ‚Raums‘ in den letzten Jahren sehr viel Aufmerksamkeit erfahren. Zahlreiche Einzelstudien, Sammelbände und Handbücher loten den Bedeutungsumfang dieses Begriffs, aber auch die Schwierigkeiten aus, die sich einerseits aus der Vielfalt vorhandener Raumkonzepte und andererseits aus der Fülle ihrer keineswegs deckungsgleichen Anwendungsmöglichkeiten ergeben. Hinzu kommt die Schwierigkeit, den Begriff des Raums von verwandten Ausdrücken wie Platz und Ort, Umgebung und Territorium oder gar Welt abzugrenzen – ganz zu schweigen von den Verschiebungen, die zwischen verschiedenen Sprachen hinsichtlich der Auffassung von ‚Raum‘, ‚espace‘, ‚space‘ usw. bestehen.

Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht nur zweckmäßig, sondern notwendig, im Rahmen einer transversalen Betrachtung nach strukturellen Ähnlichkeiten zwischen den Raumkonzepten unterschiedlicher Disziplinen Ausschau zu halten. Einen Versuch in dieser Richtung stellen die folgenden Überlegungen zu Querbezügen und Übergängen zwischen Raumsoziologie und Raumsemiotik dar. Sie müssten jenseits dieser Ausführungen durch Überlegungen zu vergleichbaren Beziehungen zwischen weiteren Disziplinen ergänzt, relativiert und modifiziert werden. Das gilt umso mehr, als Raumsoziologie und Raumsemiotik hier nur exemplarisch diskutiert werden können. Der Fokus liegt allein auf den Querbezügen und Übergängen, die sich einer Konvergenzperspektive zuordnen lassen, in die sich mit dem Konzept der Grenze auch das Verfahren der imaginären Grenzverschiebung einbeziehen lässt, mit dem Kunstwerke in die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit eingreifen.

I. Raumkonstruktion: Distinktion & Konfiguration

Martina Löw hebt in ihrer mittlerweile zum Klassiker avancierten Abhandlung *Raumsoziologie* auf „materielle und symbolische Komponenten“ ab¹ und setzt auf „die relativistische Annahme [...], daß Räume sich aus den Anordnungen der ‚Körper‘ ergeben“,² die durch einen Betrachter oder Beobachter voneinander unterschieden werden und prinzipiell beweglich sind. Damit gewinnen zwei Operationen zentrale Bedeutung: Anordnung (Konfiguration) und Unterscheidung (Distinktion): Räume werden durch die Anordnung distinkter Körper konstituiert, was – so darf man Löw verstehen – zugleich bedeutet, dass sich ihre Eigenart aus dem Beziehungsgefüge dieser Körper ergibt. Eine andere Distinktion respektive Konfiguration ergibt einen anderen Raum. Da für Löw zur Sozialisation die Aneignung bestimmter Raumvorstellungen, z.B. die Bildung eines euklidisch-perspektivischen Vorstellungsvermögens, gehört,³ ist grundsätzlich davon auszugehen, dass gesellschaftlich vermittelte, nach Geschlecht, Alter etc. differenzierbare Schemata und Konzepte in die Distinktion und Konfiguration von Körpern und damit in die Konstitution sozialer Räume eingehen.

Im Anschluss an die empirische Faktorenanalyse von Bernd Hamm, die neben dem materiellen Substrat (Körper) sowohl institutionalisierte Verhaltensmuster als auch den Zeichencharakter der Situationen beachtet,⁴ in denen Distinktions- und Konfigurationsprozesse stattfinden, deutet Löw einen Querbezug zwischen Raumsoziologie und Raumsemiotik an, der sich wie folgt ausführen lässt: Insofern alle Raumvorstellungen von einer Zeichengemeinschaft hervorgebracht werden und die Unterscheidung von Körpern mit der Distinktion ihrer Bezeichnungen zusammenhängt, muss die Untersuchung der einzelnen Konfigurationen an der Schnittstelle von Soziologie und Semiotik erfolgen. Das gilt erst recht, wenn man Verhaltensmuster, Zeichen(inventar) und Raumvorstellungen historisch und kulturell variabel denkt. Synchron voneinander abweichende Muster, Zeichen und Vorstellungen sind diachron entstanden und mithin genealogisch, unter Berücksichtigung von Machtverhältnissen, zu erklären.

Beide Operationen – die Distinktion wie die Konfiguration – müssen also dynamisch aufgefasst und an die Faktoren der gesellschaftlichen Entwicklung gekoppelt werden: an den kulturellen Wandel der sozial vermittelten Verhaltensmuster, Raumvorstellungen und Bedeutungen, die den Zeichen zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt zukommen, und an die diskursiven Regeln, die bestimmte Machtverhältnisse widerspiegeln. Dabei zeigt sich: die Operationen der Distinktion und der Konfiguration sind nicht nur für die Konstitution von Räumen entscheidend, sondern für Zeichenhandlungen überhaupt, insofern es im Prozess der Semiose wesentlich darauf ankommt, distinkte Zeichen (Repräsentamen), Vorstellungen (Interpretanten) und Referenten (‚Dinge‘, ‚Körper‘ u.a.) so zu konfigurieren, dass sich aus ihrem (veränderlichen) Beziehungsgefüge be-

¹ Martina Löw, *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main 2001, S. 15.

² Ebd., S. 67.

³ Vgl. ebd., S. 73, 80 und 88.

⁴ Vgl. ebd. S. 55.

stimmte Schlussfolgerungen (Inferenzen) ableiten lassen. Dieser Auffassung entspricht denn auch die Bestimmung des Zeichens durch Charles Sanders Peirce, die genau in diesem Sinne selbst eine Konfiguration darstellt; sie lautet:

Ein Zeichen, oder *Repräsentamen*, ist etwas, das für jemanden in einer gewissen Hinsicht oder Fähigkeit für etwas steht. Es richtet sich an jemanden, d.h., es erzeugt im Bewußtsein jener Person ein äquivalentes oder vielleicht ein weiter entwickeltes Zeichen. Das Zeichen, welches es erzeugt, nenne ich den *Interpretanten* des ersten Zeichens. Das Zeichen steht für etwas, sein *Objekt*. Es steht für das Objekt nicht in jeder Hinsicht, sondern in bezug auf eine Art von Idee. [...] ‚Idee‘ soll dabei so verstanden werden, wie wir sagen, daß jemand die Idee eines anderen mitbekommt.⁵

Ist der Raum, Löw zufolge, „eine relationale (An)Ordnung von Körpern, welche unaufhörlich in Bewegung sind, wodurch sich die (An)Ordnung selbst ständig verändert“,⁶ kann man somit sagen, dass sich auch jede Bedeutung aus der relationalen Anordnung von Vorstellungen mittels Zeichen ergibt, welche unaufhörlich in Bewegung sind, wodurch sich die Anordnung der Vorstellungen und damit die Bedeutung der Zeichen selbst ständig verändert. Darüber hinaus stellt Löw zutreffend fest: „Denkt man [den] Menschen als mögliches Element der Anordnung mit (berücksichtigt darüber hinaus auch noch die Perspektive auf die Anordnung systematisch), dann handelt es sich bei Räumen nicht länger nur um Lageverhältnisse“,⁷ die rein objektiv bestimmbar wären. Vielmehr muss die Raumsoziologie dem intersubjektiven Zuschnitt der Lage- und Verhältnisbestimmung Rechnung tragen. Im gleichen Sinne gilt für die Semiotik, dass Zeichengefüge, die als Verweisungs- und Ableitungsverhältnisse fungieren, einen intersubjektiven Zuschnitt aufweisen; sie erfordern, dass sich die Kommunikationspartner so auf Objekte, Sachverhalte und Ereignisfolgen einstellen, wie diese durch Zeichen konfiguriert werden. Andernfalls wäre niemand in der Lage, mittels Zeichen die Idee oder Vorstellung eines anderen mitzubekommen oder zu verstehen, in welcher Hinsicht ein Zeichen für etwas anderes steht. Sowenig es laut Ludwig Wittgenstein eine sinnvolle Privatsprache geben kann, da sprachliches Handeln regelgeleitetes Handeln ist, Regeln in sozialen Interaktionen erworben werden, und die Bedeutung sprachlicher Äußerungen durch ihren Gebrauch in einer Sprachgemeinschaft bestimmt wird, kann es Raumvorstellungen geben, die nicht sozial vermittelt und im Zuge der Distinktion von Körpern an die Unterscheidung zwischen verschiedenen Subjekten gebunden wären – eine Unterscheidung, die diese Subjekte zugleich in Beziehung zueinander setzt, also konfiguriert.

⁵ Charles Sanders Peirce, *Collected Papers*. Vol I-VI. Edited by Charles Hartshorne and Paul Weiss. Cambridge 1931-35, Bd. 2, S. 228; Übersetzung nach Ludwig Nagl, *Charles Sanders Peirce*. Frankfurt am Main / New York 1992, S. 30.

⁶ Löw, *Raumsemiotik*, S. 131.

⁷ Ebd., S. 134.

Das gilt, nebenbei bemerkt, schon für den phänomenologischen Raum von ego und alter, zu dem konstitutiv dazu gehört, was ego im Rücken von alter und alter im Rücken von ego wahrnimmt.⁸ Kein vernünftiger Mensch sieht in der reflexiven Einstellung auf die eigene Lebenswelt von dem Hintergrund ab, den jeweils nur der Andere sieht, der ihm in der *face-to-face*-Kommunikation gegenübertritt. Neben dem *Hier* des Leibes und dem *Dort* der Dinge⁹ – der Unterscheidungs- und Anordnung, die aus der eigenen Perspektive resultiert – gibt es stets die komplementären, zuweilen sogar reziproken Standpunkte und Blickwinkel, die an die *Körper anderer Menschen* gebunden sind, weshalb die Multiperspektivität der gemeinsamen Lebenswelt unhintergebar ist. Und insofern die Abweichung der einzelnen Standpunkte und Blickwinkel voneinander, die schlicht aus der Unmöglichkeit folgt, dass zwei Körper zur gleichen Zeit denselben Platz einnehmen können, durch ein Netzwerk von Verbindungspfaden (Trajektorien) zumindest virtualiter miteinander verknüpft sind – realiter, das heißt im hodologischen Raum der Wege, stoßen diese Pfade auf zahlreiche Hindernisse, von denen einige unumgebar sind – hängt gerade die Kohärenz der menschlichen Raumvorstellungen elementar von ihrem intersubjektiven Zugschnitt ab.

Folgerichtig erkennt Löw nicht nur an, dass die (An)Ordnung zweier Menschen zueinander raumkonstituierend ist, sie folgert auch zutreffend: „*Raum ist eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und Gütern*“.¹⁰ Diese Bestimmung impliziert zum einen, dass Menschen sowohl selbst (aktiv) positionieren als auch (passiv) von anderen Menschen positioniert werden („Bitte nehmen Sie im Wartezimmer Platz!“), sowie zum anderen, dass Positionen oder Plätze von Menschen mit symbolischen Markierungen versehen werden können, „um Ensembles von Gütern oder Menschen als solche kenntlich zu machen“.¹¹ Der Raum in einer Arztpraxis, in dem Sitzgelegenheiten und Beistelltische mit Zeitschriften platziert sind und keine Behandlung stattfindet, heißt ‚Wartezimmer‘; diejenigen, die sich dort aufhalten, sind ‚Patienten‘ und eben nicht ‚Ärzte‘ oder ‚Arzthelfer*innen‘ (es sei denn als ‚Patienten‘). An diesem Beispiel wird zudem klar, worauf die Erweiterung der Grundannahme von Löw abzielt. Diese Erweiterung besagt,

daß Raum eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern ist. Raum wird konstituiert durch zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung. Letztere ermöglicht es, Ensembles von Gütern und Menschen zu einem Element zusammenzufassen [Hervorh. im Original],¹²

etwa ‚Wartezimmer‘, während der Vorgang des Spacing umgekehrt eine Analyseleistung, nämlich die Distinktion der Lebewesen und sozialen Güter von- und

⁸ Vgl. Michael Holquist, *Dialogism. Bakhtin and his World*. London / New York 1991, S. 18-23.

⁹ Vgl. Löw, *Raumsemiotik*, S. 142.

¹⁰ Ebd., S. 154.

¹¹ Ebd., S. 158.

¹² Ebd., S. 159f.

untereinander voraussetzt. Nehmen diese beiden Prozesse in einer Arztpraxis durch zahlreiche Repetitionen den Charakter werktäglicher Routinen an (habit-taking), die keiner weiteren Erläuterung oder Besinnung bedürfen, lösen sie bei anderer Gelegenheit Reflexionen aus, die zum Aufbrechen von Routinen (habit-breaking) führen können. Bei diesen Gelegenheiten zeigt sich, wie die soziale An- oder Umordnung von Lebewesen und sozialen Gütern mit der An- oder Umordnung von Zeichen und Vorstellungen, (Be-)Deutungen und Schlussfolgerungen zusammenhängt. Wird zum Beispiel die Routine der Fahrt von Zuhause zum Arbeitsplatz durch eine Baustelle unterbrochen, erfolgt eine Rekonfiguration der Zufahrtswege zunächst anhand von Vorstellungen, die alternative ‚Pfade‘ zueinander in Beziehung setzen, von denen einer ad hoc gewählt und ausprobiert wird. Besteht die Baustelle über längere Zeit, wird das Unterwegssein auf der alternativen Route, die am schnellsten zum Ziel führt, ihrerseits zu einer Routine (habit-taking), die wiederum bewusst gebrochen werden muss (habit-breaking), wenn die Baustelle aufgehoben wird – aber auch aufrechterhalten werden kann, um den Hauptverkehr, der nun wieder die ursprüngliche Route nimmt, zu entgehen.

II. Raumdemarkation: Grenzlinien und Schnittstellen

Wie sich am Beispiel der Umfahrung einer Baustelle zeigt, mit deren sich die ‚Einrichtung‘ des sozialen Raums der Verkehrswege vorübergehend ändert, gibt es neben der relationalen Anordnung unterscheidbarer Körper noch etwas zu beachten, das für die Konstitution von Räumen wesentlich ist, nämlich das Konzept der Grenze. So wie die Straßen die Bewegungsmöglichkeiten eines Autofahrers begrenzen und die Baustelle bis auf weiteres eine unüberwindliche Barriere darstellt, lässt sich ein Raum von einem anderen überhaupt nur anhand von Grenzlinien abheben, was zugleich bedeutet, dass die Grenzziehung eine Form der Distinktion darstellt, die es erlaubt, mehrere Räume zu konfigurieren. Es mag daher sein, dass Löw Grenzziehungen unter die Analyseleistung der Unterscheidungen subsumiert hat, die in ihrem Begriffsapparat neben dem Spacing und der Syntheseleistung vorgesehen sind. Ausdrücklich thematisiert wird das Konzept der Grenze jedoch nicht.

Allerdings hat Gunter Weidenhaus in seiner von Löw betreuten Dissertation *Soziale Raumzeit* diese Leerstelle im Begriffsapparat der Raumsoziologie aufgefüllt. Auch Weidenhaus geht davon aus, dass sich soziale Prozesse nicht einfach in einem vorgegebenen Raum abspielen, sondern diesen strukturell mitgestalten oder verändern.¹³ In Übereinstimmung mit Löw fasst er das Spacing als „Platzierungspraxis“ auf, während die Syntheseleistung festlegt, „welche Elemente überhaupt in die Raumkonstitution eingehen, also zu einem Raum zusammengefasst werden“.¹⁴ Der Hinweis, dass die Konstitution sozialer Räume im Alltag häufig institutionalisiert sei, geht bei Weidenhaus allerdings mit der Einsicht in die

¹³ Vgl. Gunter Weidenhaus, *Soziale Raumzeit*. Berlin 2015, S. 11.

¹⁴ Ebd., S. 43.

entscheidende Rolle einher, die Grenzen bei der Konstitution von Räumen spielen.¹⁵ Liegt bereits ein wesentlicher Gewinn von Löws Begriffsapparat darin, dass er die Distinktion von Orten als Platzierungsstellen und Räumen als relationalen Konfigurationen solcher Stellen erlaubt, gelingt es mit dem Zusatzbegriff der Grenze dieser Syntheseleistung eine „Differenzierungsleistung“ zur Seite zu stellen,¹⁶ mit der sich das Erklärungspotenzial und die interdisziplinäre Anschlussfähigkeit der Raumsoziologie noch einmal deutlich erhöhen:

Grenzen haben immer mit der Konstitution zweier Räume und niemals nur mit einem zu tun, selbst wenn der zweite Raum nur als ‚Außen‘ oder ‚Umgebung‘ konzipiert ist. Das heißt, häufig sind die beiden Räume hochgradig asymmetrisch, weil eigentlich nur ein Innenraum interessiert und der Außenraum hochgradig unscharf oder konturlos bleibt. Dennoch spielt dieser zweite Raum zur Definition des ersten eine entscheidende Rolle. Grenzen setzen also Räume – nicht Güter oder Lebewesen – in Relation.¹⁷

Mit dem Hinweis auf die relative Konturlosigkeit des Außenraumes erinnert dieses Konzept der Grenze an die Distinktion von ‚marked‘ und ‚unmarked space‘ bei Spencer-Brown,¹⁸ die Niklas Luhmanns Differenzierung von System und Umwelt zugrunde liegt.¹⁹ Wichtig ist aber auch: Eine Grenze trennt und verbindet. Sie fungiert somit – zumindest potenziell – zugleich als Schnitt und Übergang. „Darüber hinaus befinden sich Grenzen niemals an nur einem Ort, weil sie zumindest als Linien konstituiert sind“.²⁰ Schließlich erlauben sie „die Zuschreibung von qualitativen Attributen zu Punkten im Raum, von denen ansonsten völlig unklar ist, was sich dort befindet (die also keine Orte im Sinne Löws darstellen)“.²¹ So kann man von ‚links-‘ oder ‚rechtsrheinisch‘ sprechen und damit eine politische Semantik der Zugehörigkeit zu Deutschland oder Frankreich verbinden, ohne weitere Aussagen darüber zu treffen, was sich diesseits und jenseits dieser Grenze befindet.

Der Mehrwert von Weidenhaus‘ Ergänzungen ist evident. Er zeigt sich nicht nur an der dreifachen Explikation der Grenzfunktion – Konstitution zweier Räume, Nicht-Reduzierbarkeit auf einen Ort und Ausschüttung von Attributen – oder daran, dass im Alltag Raumkonstitutionsprozesse kaum ohne den Rekurs auf Grenzen auskommen.²² Erst das Konzept der Grenze verschafft der Raumsoziologie – und ihrer Verknüpfung mit der Raumsemiotik – jene politische und kulturwissenschaftliche Relevanz, die seit langem schon von der Diskursanalyse bean-

¹⁵ Vgl. ebd., S. 45.

¹⁶ Ebd., S. 46.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Vgl. George Spencer-Brown, *Laws of Form*. Leipzig 1999, S. 1-3.

¹⁹ Vgl. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main 1987, S. 22.

²⁰ Weidenhaus, *Soziale Raumzeit*, S. 46.

²¹ Ebd., S. 46f.

²² Vgl. ebd., S. 47.

spricht wird. Weidenhaus selbst nutzt den erweiterten Begriffsapparat der Raumsoziologie, um anhand narrativer Interviews eine Typologie biographischen Verhaltens zu entwerfen. Je nachdem, wie das Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in die Erzählung einbezogen wird und mit sozialen Beziehungen, Raummustern und anderen soziodemographischen Merkmalen zusammenhängt, spricht er vom konzentrisch-linearen, netzwerkartig-episodischen und inselhaft-zyklischen Typus.²³

Ob und inwiefern diese Typologie über ihre soziologische Relevanz auch eine Relevanz für die Anthropologie und Narratologie besitzt, die sich ebenfalls mit verschiedenen Typen der Biographie beschäftigt, soll hier nicht näher untersucht werden. Vielmehr kommt es auf den Querbezug zwischen Raumsoziologie und Raumsemiotik an, der sich aus der Trias von Platzierungspraxis, Synthese- und Differenzierungsleistung ergibt. Bedeutsam wird in diesem Zusammenhang eine Bemerkung von Löw, die sich auf den Zusammenhang von Spacing und Wahrnehmung bezieht: „Es zeigt sich, das Spacingprozesse, also das Platzieren von sich selbst, anderen Menschen oder Gütern, auch die Inszenierungsarbeit beinhaltet, *das Positionierte für die Wahrnehmung vorzubereiten*“.²⁴ Mit anderen Worten: durch das Spacing wird ein Layout mitunter geradezu ausgestellt für einen Betrachter, der in das Kalkül der Platzierungspraxis einbezogen ist. Unter dieser Voraussetzung kann man von einem Dispositiv sprechen, da dem Betrachter durch die Anordnung eine bestimmte Einstellung dem Ausgestellten gegenüber nahegelegt wird. Wendet man diesen Gedanken wiederum auf die Bestimmung des Zeichens zurück, aus der hervorgeht, dass es für sein Objekt nicht in jeder, sondern nur in einer bestimmten Hinsicht steht, darf man Helmut Pape zustimmen: „Die Perspektive eines Zeichens ist ein Verhältnis zur Welt, das zwischen einem Zeichenereignis, einem semiotischen Subjekt und einem dargestellten Objekt in einem Raum besteht“.²⁵

Zeichen gehen, so gesehen, erstens mit Differenzierungsleistungen (zwischen Subjekt, Objekt und räumlicher Umgebung sowie zwischen Repräsentamen, Interpretanten und Bedeutungsaspekten) einher. Zeichen verlangen mithin zweitens Syntheseleistungen, da sie die differenzierten Elemente in signifikante Relationen setzen und damit Beziehungsgefüge und Ableitungsverhältnisse etablieren. Und Zeichen erfordern drittens eine spezifische Platzierungspraxis – Diagrammatik genannt – die für Peirce schon darin zum Ausdruck kommt, dass in den Relationen, die zwischen Repräsentamen, Interpretanten und Objekten bestehen, Inferenzen an- und ausgelegt sind, so dass man das Denken, das diesen Beziehungen nachgeht, als ‚diagrammatic reasoning‘ bezeichnen kann.²⁶ Metaphorisch gesprochen: Zeichen kartographieren Anschauungs- oder Vorstellungsräume; in ihrem Layout steckt ein Modell der Verhältnisse, auf die sie verweisen,

²³ Vgl. ebd. die Übersichtstabelle auf S. 187.

²⁴ Löw, *Raumsoziologie*, S. 208.

²⁵ Helmut Pape, *Erfahrung und Wirklichkeit als Zeichenprozeß. Charles S. Peirces Entwurf einer Spekulativen Grammatik des Seins*. Frankfurt am Main 1989, S. 233.

²⁶ Vgl. Charles Sanders Peirce, *The New Elements of Mathematics*. Vol. IV. Atlantic Highlands / New York 1976, S. 47f.

und eine Aufforderung zu einer perspektivischen Mimesis, die rein intellektuell vollzogen werden kann. Ganz ähnlich fungiert der Satz bei Wittgenstein als Strukturmodell der Wirklichkeit, wobei das Verb ‚fungieren‘ so viel wie ‚entwerfen‘ meint. Ein Satz trifft zu, wenn die Vorstellung von der Wirklichkeit, die er entwirft, tatsächlich gegeben ist. Ob das so ist, muss von Fall zu Fall durch einen Abgleich zwischen Satz- und Weltwahrnehmung ermittelt werden. Von daher koppelt jede Semiose, die mit der Wahrnehmung von Zeichen beginnt, auf die Wahrnehmung respektive Beobachtung zurück.

III. Denk- & Handlungsraum

Beobachtungen unterscheiden sich nicht zuletzt durch ihre Referenz, durch das, was man im weitesten Sinn des Wortes als ihren ‚Gegenstand‘ bezeichnen kann. Mit Blick auf den gesellschaftlichen Zeichenverkehr ist das Verhalten der anderen ein Gegenstand der Beobachtung, der stets besondere Aufmerksamkeit verdient – zum einen, weil die Beobachtung des Verhaltens der anderen der Regulation des eigenen Verhaltens dient; zum anderen, weil eine Veränderung im Verhalten anderer erfahrungsgemäß eine Veränderung der Wirklichkeit indiziert. Wechseln auf einer doppelspurigen, dicht frequentierten Straße immer mehr Fahrzeuge von rechts nach links, liegt es nahe zu vermuten, dass sich auf der rechten Spur ein Verkehrshindernis befindet, das umfahren werden muss. Tatsächlich zu sehen ist dieses Hindernis vielleicht erst hinter der nächsten Kurve – allein: es bestimmt bereits das Verhalten der Autofahrer, die sich noch vor dieser Kurve befinden, weil sie das Verhalten der anderen Verkehrsteilnehmer beobachten und daraus erfahrungsgemäß bestimmte Schlussfolgerungen ziehen und in ihrem eigenen Verhalten ratifizieren.

Bei einer Umleitung ist es nicht anders, wenn auch mitunter noch komplizierter, weil die Wegewahl nicht nur von der Beobachtung des faktischen Verhaltens der anderen abhängt, sondern auch mit Überlegungen darüber einhergeht, welche Umwege die anderen ihrerseits aller Wahrscheinlichkeit nach einschlagen werden. Der einzelne Verkehrsteilnehmer nimmt dem Verkehrsstrom gegenüber eine geradezu theoretische Einstellung ein und wägt die ihm offenstehenden Handlungsoptionen unter Rücksicht auf die verschiedenen Faktoren in ihrer Wechselwirkung ab. Dabei kommt es zu einer sozialen Distinktion zwischen der eigenen Bewegung/Route und der mutmaßlichen Bewegung/Route der anderen sowie zu einem Wechsel der Perspektive auf die Lageverhältnisse. Wird keine Umleitung ausgeschildert, folgt die reale Bewegung einem in der Vorstellung entworfenen Umweg, die nicht nur auf Ortskenntnisse, sondern auch auf das Wissen um die Verhaltensmuster rekurriert, die dem Verkehrsstrom erfahrungsgemäß zugrunde liegen. Und selbst wenn eine Umleitung ausgeschildert wird, führt die Erwartung, dass es auf dieser Route rasch zu einem Stau kommen kann, dazu, dass ein Autofahrer mit Ortskenntnissen ‚im Geiste‘ Alternativen zur ausgewiesenen Alternative durchgeht und in der Hoffnung handelt, auf weniger frequentierten Abwegen schneller ans Ziel zu kommen als dadurch, dass er den auf-

gestellten Wegweisern folgt. Die in einem solchen Fall auszuführenden Analyse- und Syntheseleistungen erfordern mithin ein Spacing weniger von Lebewesen und sozialen Gütern (etwa Autos), sondern ein Spacing von Vorstellungen in einem Denkraum, der als ‚Modell‘ der materiellen Verhältnisse und physikalischen Abläufe konzipiert und in der Imagination konstituiert wird, ohne dadurch seinen intersubjektiven Zuschnitt zu verlieren. Der Zusammenhang von Denk- und Handlungsraum, Modell und sozialer Wirklichkeit ist dabei nach dem Prinzip der Zuordnung von Interpretanten und Referenten, also semiologisch, geregelt: Der Handlungsraum wird im Denkraum diagrammatisiert und dergestalt um Optionen erweitert, von denen sich einige empirisch bewähren und andere nicht.

IV. Display- und Relais-Funktion

Wenn es richtig ist, dass die diagrammatische Operationen des ‚Spacing‘ ihren Anschauungs- und Erkenntniswert der „Display-Funktion“ verdanken,²⁷ die damit zusammenhängt, dass bloß vorgestellte Konfigurationen von realen Komplikationen absehen können, folglich schneller zu überblicken, leichter abzuwandeln und in ihren erwartbaren Auswirkungen durchzuspielen sind als konkrete, materielle Gegebenheiten, muss es auch so etwas wie eine Relais-Funktion zur Rückkopplung der lediglich in der Vorstellung durchgespielten Rekonfiguration mit der Erfahrungswirklichkeit geben. Diese Relais-Funktion ergibt sich aus der Pragmatischen Maxime, also daraus, dass die Vergegenwärtigung der denkbaren Folgen jener Schritt ist, der auf die Rekonfiguration einer gegebenen Sachlage folgen muss. Eben darin liegt die Pointe von Modellen: Modelle überschreiten das mimetische Verhältnis, das sie zur Wirklichkeit unterhalten, durch explorative bzw. konstruktive Momente; sie halten sich sozusagen in einem Intervall von Ab- und Umbildung, Nachahmung und Vorahnung auf. Charakteristisch für Modelle ist daher einerseits ihre Distinktion von der Ausführung, andererseits aber auch jener Übergang von der Vorstellung in die Wirklichkeit, der anhand von Ausführungsbedingungen spezifiziert werden kann. Besagt die Pragmatische Maxime, „Überlege, welche Wirkungen, die denkbarerweise praktische Bezüge haben könnten, wir dem Gegenstand unseres Begriffs in Gedanken zukommen lassen. Dann ist unser Begriff dieser Wirkungen das Ganze unseres Begriffs des Gegenstandes“,²⁸ kann man, übertragen auf Modelle, formulieren: ‚Überlege, welche Strukturen oder Operationen, die das Modell exemplifiziert, praktische Bezüge haben könnten und welche Wirkungen ihre Nachahmung in der Wirklichkeit zeitigen würde. Dann ist die Vorahnung dieser Wirkungen nicht nur der erste Schritt zur Übersetzung des Modells in die Wirklichkeit, sondern auch der erste Begriff, den man sich von der transfigurierten Wirklichkeit machen kann.‘

²⁷ Matthias Bauer/Christoph Ernst, *Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld*. Bielefeld 2010, S. 14 sowie 64-72.

²⁸ Charles Sanders Peirce, *Über die Klarheit unserer Gedanken*. Frankfurt 1968, S. 63. Übersetzung nach Ludwig Nagl, *Charles Sanders Peirce*, S. 64.

Eine Pointe von Modellen liegt demnach darin, dass sie die Probe der Wahrnehmung antizipieren. Bereits am Modell selbst lassen sich Folgen absehen, die sich ohne sie erst später zeigen würden. Ein solches ‚Absehen‘ stellt einen Übergang vom ‚Vorstellen‘ zum ‚Wahrnehmen‘ dar und entspricht in seiner epistemologischen Funktion der von Theorien mit pragmatischer Relevanz, da solche Theorien ebenfalls ‚absehen‘ lassen, was realiter zwar noch nicht geschehen ist, aber aus der theoretischen Modellierung folgt.

Diagramme, Karten und Modelle teilen über den Umstand hinaus, dass ihre Distinktion nicht immer trennscharf ist, die Eigenschaft, dass ihre Display-Funktion an räumliche Strukturen gebunden ist. Sie stellen, was sie zeigen, anhand von Anordnungen aus, die sich der Platzierungspraxis des Spacing verdanken (Layout). Interessanterweise können die gleichen Elemente dabei allein aufgrund ihrer unterschiedlichen Platzierung verschiedene Bedeutungen erlangen. So kann zum Beispiel das gleiche Tür-Element in einem Häusermodell sowohl für Außen- als auch für Innentüren verwandt werden, oder das gleiche Zeichen auf einer Karte für verschiedene Siedlungen stehen. Der Rückbezug zur Soziologie ergibt sich – neben anderem – daraus, dass räumliche Strukturen auf Regelmäßigkeiten verweisen, die sich der Wiederholung von Handlungen und der sozialen Einigung auf bestimmte Bedeutungen verdanken. Dadurch nämlich werden Institutionen und Konventionen, wie sie dem Zeichengebrauch in einer Gesellschaft zugrunde liegen, geschaffen.

Löw erklärt denn auch eingedenk dieses Zusammenhangs: „*Räumliche Strukturen* sind, wie zeitliche Strukturen auch, Formen *gesellschaftlicher Strukturen*“.²⁹ Gesellschaftliche Strukturen wiederum sind immer auch Zeichenverhältnisse und Zeichenverhältnisse haben schon deshalb stets eine raumzeitliche Struktur, weil sie diagrammatisch aufgefasst werden können. Erklärt Löw, „Strukturen sind in Institutionen verankert. Institutionen sind auf Dauer gestellte Regelmäßigkeiten sozialen Handelns“,³⁰ lässt sich das Gleiche über die Konventionen der Zeichendeutung sagen: auch sie sind auf Dauer gestellte Regelmäßigkeiten sozialen, insbesondere kommunikativen Handelns, die durch weitere Kommunikationsakte geändert werden können. Zusammenfassend heißt es bei Löw:

Von räumlichen Strukturen kann man sprechen, wenn die Konstitution von Räumen, das heißt entweder die Anordnung von Gütern bzw. Menschen oder die Synthese von Gütern bzw. Menschen zu Räumen (das Wiedererkennen, Verknüpfen und Erspüren von (An)Ordnungen), in Regeln eingeschrieben und durch Ressourcen abgesichert ist, welche unabhängig von Ort und Zeitpunkt rekursiv in Institutionen eingelagert sind [Hervorh. im Original].³¹

²⁹ Löw, *Raumsoziologie*, S. 167.

³⁰ Ebd., S. 169.

³¹ Ebd., S. 171.

In diesem Sinne kann man auch von semiotischen Räumen sprechen, wenn die Anordnung von Zeichen, Vorstellungen und Bedeutungen Regeln folgt und durch Ressourcen abgesichert ist, welche unabhängig von Ort und Zeitpunkt rekursiv in Institutionen eingelagert sind. Die vielleicht wichtigste Ressource, die es in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen gilt, dürfte die menschliche Imagination sein, die unabhängig von Ort und Zeitpunkt rekursiv in die kulturellen Institutionen der einzelnen Künste weniger eingelagert ist, als vielmehr von ihnen performativ, im Akt der Produktion wie im Akt der Rezeption, mobilisiert wird. Die dergestalt mobilisierte Imagination erzeugt intersubjektiv zugängliche Vorstellungsräume der An- und Umordnung, die mit der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit rückgekoppelt sind.

Hinsichtlich der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit, die sowohl die soziale Konstitution materialer Räume als auch die Konstitution mentaler Karten und Raumvorstellungen umfassen kann, gilt es nun allerdings jene Asymmetrien zu beachten, die sich aus der Unterschiedlichkeit körperlicher Kraft und ökonomischer oder politischer Macht ergeben. Tatsächlich sind noch weitere Faktoren ungleicher Kraft- und Machtverteilung zu berücksichtigen, denn:

Die Möglichkeiten, Räume zu konstituieren, sind abhängig von den in einer Handlungssituation vorgefundenen symbolischen und materiellen Faktoren, vom Habitus der Handelnden, von den strukturell organisierten Ein- und Ausschlüssen sowie von körperlichen Möglichkeiten.³²

Die Folgerung liegt auf der Hand:

Räume bringen Verteilungen hervor, die in einer hierarchisch organisierten Gesellschaft zumeist ungleiche Verteilungen bzw. unterschiedliche Personengruppen begünstigende Verteilungen sind. Räume sind daher oft Gegenstand sozialer Auseinandersetzungen.³³

An dieser Stelle wird die Raumsoziologie entweder affirmativ oder zu einer kritischen Wissenschaft, die bestehende Ungleichheiten in der Kraft- und Machtverteilung genealogisch betrachtet und von der Faktorenanalyse zur Exploration von Veränderungspotenzialen übergeht, die anschließend im Rahmen der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit aufgegriffen und aktualisiert werden können. Eine solche Aktualisierung beginnt nicht selten mit der Benennung der Faktoren, die durch jene, die von der ungleichen Kraft- und Machtverteilung profitieren, verschwiegen oder verschleiert werden, um den Handlungsspielraum anderer, weniger potenter Akteure zu begrenzen. Wie insbesondere die Diskurspanalyse vor Augen geführt hat, sind die Prozeduren der Begrenzung des Sagbaren und der Ausgrenzung von Subjekten, die womöglich aussprechen, was nicht

³² Ebd., S. 272.

³³ Ebd.

verhandelt werden soll, probate Mittel der Aufrechterhaltung bestehender Ungleichheit und Ungerechtigkeit.³⁴

Für die Semiotik bedeutet das unter anderem: Soziale Auseinandersetzungen werden mittels Zeichen geführt, die das Potenzial besitzen, die solchen Auseinandersetzungen zugrundeliegende Lage – etwa eine ungleiche Verteilung des Zugangs zu sozialen Gütern – nicht nur mimetisch zu konfigurieren und widerzuspiegeln, sondern einer Transfiguration zu unterziehen. Im Display der Übersetzung eines materiellen in ein mentales Layout ergeben sich Verschiebungsmöglichkeiten, deren Wahrnehmung (im doppelten Sinn des Wortes) einer Rekonfiguration des sozialen Raums vor- und zuarbeiten. Diese Sicht der Dinge erlaubt es, die transfigurative Funktion von Kunstwerken näher in den Blick zu nehmen (s.u.).

V. Binnen- und Außengrenzen der Semiosphäre

Der Seitenblick auf die Diskursanalyse und die Prozeduren der Be- und Ausgrenzung erlaubt es außerdem, von der Faktorenanalyse des sozialen Raumes zu den grundlegenden Überlegungen von Jurij M. Lotman, den semiotischen Raum und die Funktion der Grenze betreffend, überzugehen. Ähnlich wie Michail M. Bachtin sein Konzept des Chronotopos unter Rückgriff auf Albert Einstein und Boris Uchtomsky aus der Naturwissenschaft entlehnt und für die Romananalyse fruchtbar gemacht hat,³⁵ stellt Lotmans Begriff der Semiosphäre eine Analogiebildung zu dem Begriff der Biosphäre dar, „[...] die nach der Definition von Vladimir Vernadskij einerseits die Gesamtheit und organische Einheit der lebenden Materie und andererseits auch die Bedingung für die Fortdauer des Lebens darstellt“.³⁶ Als „Ergebnis und Voraussetzung der Entwicklung von Kultur“ weist die Semiosphäre analog zur ‚Biodiversität‘ eine große ‚Heterogenität‘ auf, denn: „Die Sprachen innerhalb eines semiotischen Raums sind ihrer Natur nach verschieden, und ihr Verhältnis zueinander reicht von vollständiger wechselseitiger Übersetzbarkeit bis zu ebenso vollständiger Unübersetzbarkeit“.³⁷

‚Heterogenität‘ und ‚Diversität‘ sind heutzutage sicher auch aus soziologischer Sicht grundlegende Merkmale von Gesellschaften oder Kulturen. Lotman nennt als weiteres Merkmal die ‚Asymmetrie‘ – ein Ausdruck, der mit Blick auf Machtrelationen eher Anlass zu negativen Bewertungen gibt, unter dem Gesichtspunkt der Sinnproduktion jedoch positive Konsequenzen bewirkt. Lotman erklärt dies so:

³⁴ Vgl. Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main 1991, S. 10-17.

³⁵ Vgl. Michail M. Bachtin, *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Frankfurt am Main 1989, S. 7.

³⁶ Jurij M. Lotman, *Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur*. Berlin 2010, S. 165.

³⁷ Ebd., S. 166.

Die Struktur der Semiosphäre ist asymmetrisch. Das manifestiert sich in den einander kreuzenden Strömen von internen Übersetzungen, die alle ihre Schichten durchziehen. Übersetzung ist ein Grundmechanismus des Bewusstseins. Einen Gedanken mit den Mitteln einer anderen Sprache auszudrücken ist eine [sic] grundlegender Schritt zum Verständnis dieses Gedankens. Da die verschiedenen Sprachen der Semiosphäre aber in den meisten Fällen semiotisch asymmetrisch sind, also keine uneindeutigen Sinnentsprechungen aufweisen, kann man die Semiosphäre insgesamt als Informationsgenerator betrachten.³⁸

Lotman fügt hinzu, dass sich die Asymmetrie vor allem im Verhältnis von Zentrum und Peripherie offenbare, wobei er die Peripherie als das „Spannungsfeld, in dem künftige Sprachen sich entwickeln“ auffasst.³⁹ Während die bestehende Anordnung der Semiosphäre vom Zentrum aus eher befestigt und normiert wird, erfährt sie von der Peripherie her neue Informationen und damit Anstöße zur Umordnung. Lotman rekapituliert damit das bereits von Bachtin für die Sprache und den sozialen Redeverkehr geltend gemachte Wechselspiel zentripetaler und zentrifugaler Kräfte,⁴⁰ ergänzt dieses Wechselspiel aber um ein teleologisches Moment, dessen Realisation – so darf man schließen – eher vom Zentrum aus zu erwarten ist. Er schreibt nämlich:

Die höchste Stufe der strukturellen Organisation eines semiotischen Systems ist das Stadium der Selbstbeschreibung. Mit der Schaffung einer Grammatik, der Kodifizierung von Sitten und Gebräuchen, der Festlegung juristischer Normen ist ein neues Organisationsniveau erreicht. Die Selbstbeschreibung ist die letzte Etappe im Prozess der Selbstorganisation. Was das System aber an struktureller Organisation gewinnt, verliert es andererseits an innerer Unbestimmtheit und damit auch an Flexibilität, Fähigkeit zur Erhöhung der Informationskapazität und an dynamischen Entwicklungsreserven.⁴¹

Bezieht man das asymmetrische Wechselspiel von Zentrum und Peripherie auf die Peirce'sche Dialektik von habit-taking und habit-breaking oder das soziologische Pendant von Normierung und Institutionalisierung einerseits und deren Subversion andererseits, ratifiziert Lotmans Konzeption, was Gottfried Benn bereits 1944 angedeutet hat, als er im *Roman des Phänotyp* mit dem „Thema von der peripheren Verwandlung“ einen Querbezug zwischen Natur und Kultur herstellte.⁴² Man kann in Benns Gespür für dieses Thema ein Indiz für die wenn nicht

³⁸ Ebd., S. 169.

³⁹ Ebd., S. 178.

⁴⁰ Michail M. Bachtin, *Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt am Main 1979, S. 164f.

⁴¹ Lotman, *Die Innenwelt des Denkens*, S. 170.

⁴² Gottfried Benn, *Roman des Phänotyps. Landsberger Fragment, 1944*. In: Ders., *Prosa und Autobiographie in der Fassung der Erstdrucke*. Frankfurt am Main 2006, S. 154f.

gleich subversive, so doch dynamisierende, eher die zentrifugalen Kräfte der Sinnproduktion mobilisierende Macht der Literatur sehen – eine Sicht, die sich zugespitzt auch bei Roland Barthes findet, wenn er das eigentlich semiotische Vermögen der Literatur darin sieht, im Schosse der unterwürfigen Sprache eine regelrechte Heteronymie der Dinge zu entfalten und dergestalt die Rektion der Welt durch Begriffe zu unterlaufen.⁴³ Anstelle die tendenziell strukturkonservative Selbstbeschreibung von Gesellschaften und Kulturen zu bestätigen, wird die Semiosphäre durch literarische Aktivitäten vom Rande her flexibel gehalten – nicht zuletzt durch jene Verfahren der Verfremdung respektive der Einbindung fremder Stimmen in den Diskurs der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit, die bereits von den russischen Formalisten beschrieben worden sind und im Zeitalter inter- oder transkultureller Kommunikation eine neue Qualität erhalten haben. ‚Der Stachel des Fremden‘ (Bernhard Waldenfels) stört die Selbstzufriedenheit, die mit der vermeintlichen Vollendung der Selbstbeschreibung droht und lässt in der reflexiven Rückwendung auf die Ergänzungsbedürftigkeit der eigenen Sinnressourcen erkennen, inwiefern die Produktivität der Semiose an ihre Unabschließbarkeit gekoppelt ist.

Nichtsdestoweniger kommt dem Begriff der ‚Grenze‘ bei Lotman eine entscheidende Rolle zu, denn ‚Grenzziehungen‘ sind gleichsam die Kehrseite der Inklusion des Fremden respektive der Inklusion fremder Stimmen in die soziale Sinnproduktion. Ähnlich wie bei Weidenhaus führt die Grenze nämlich auch bei Lotman zur Konstitution zweier Räume diesseits und jenseits einer Linie, die zugleich trennt und verbindet:⁴⁴

Der Raum innerhalb dieser Grenze wird als ‚unser eigener‘, als ‚vertraut‘, ‚kultiviert‘, ‚sicher‘, ‚harmonisch organisiert‘ usw. erklärt. Ihm steht der Raum ‚der anderen‘ gegenüber, der als ‚fremd‘, ‚feindlich‘, ‚gefährlich‘ und ‚chaotisch‘ gilt. / Am Beginn jeder Kultur steht die Einteilung der Welt in einen inneren („eigenen“) und einen äußeren Raum (den der ‚anderen‘). Wie die binäre Einteilung interpretiert wird, hängt vom jeweiligen Typus der Kultur ab, die Einteilung an sich aber ist universal.⁴⁵

Selbst wenn man die Sache weniger universalistisch als Lotman sieht, wird man realistischer Weise konzedieren müssen, dass die binäre Einteilung der Welt in ‚Eigenes‘ und ‚Fremdes‘, die schnell in einen Gegensatz von ‚Freund‘ und ‚Feind‘ umschlagen kann, ein höchst virulenter Mechanismus ist, den außer Kraft zu setzen sehr viel Überzeugungsarbeit erfordert. Entscheidend für den Erfolg dieser Arbeit dürfte der Einbau von Weltoffenheit und Gastfreundschaft in die (stets unvollständige) Selbstbeschreibung von Gesellschaften sein. Um sich zu jenem Typus der Kultur zu rechnen, der die Anderen und das Fremde weder ablehnt

⁴³ Roland Barthes, *Leçon/Lektion*. Französisch und Deutsch. Antrittsvorlesung im Collège de France. Gehalten am 7. Januar 1977. Frankfurt am Main 1980, S. 41.

⁴⁴ Vgl. Lotman, *Die Innenwelt des Denkens*, S. 174 und 182.

⁴⁵ Ebd., S. 174.

noch unterdrückt und eher ein- als ausschließt, muss es einerseits zu interkulturellen Kontakten und grenzüberschreitenden Dialogen kommen, durch die sich die Produktivität der ‚eigenen‘ Semiosphäre nicht etwa verringert, sondern erkennbar erhöht. Andererseits ist es nicht genug, im Austausch mit den Anderen nur eine kulturelle ‚Bereicherung‘, einen wie auch immer gearteten ‚Mehrwert‘ zu sehen, da dies sowohl auf eine bloß instrumentelle Einstellung dem ‚Fremden‘ gegenüber hinausläuft als auch die Gefahr birgt, dass die ‚Fremden‘, exkludiert werden, sobald sie ihre ‚Bereicherungsfunktion‘ erfüllt haben. Eine nachhaltige Auflösung der binären, zum Manichäismus neigenden Einteilung der Welt in distinkte, tendenziell antagonistische Kulturen zeichnet sich bei Lotman ab, wenn er von der Beschreibung der ‚Außengrenzen‘ zur Beschreibung des ‚Innenraums‘ der Semiosphäre übergeht, denn: „Faktisch ist der gesamte Raum der Semiosphäre von Grenzen unterschiedlicher Niveaus durchzogen, den Grenzen einzelner Sprachen und sogar Texte, und der Innenraum jeder dieser Sub-Semiosphären hat sein eigenes semiotisches ‚Ich‘⁴⁶ oder auch ‚Wir‘, wie man im soziologischen Wissen um die Abhängigkeit des ‚Selbst‘ von signifikanten Anderen annehmen darf.

Die von Lotman nicht explizierte Pointe seiner Strukturierung der Semiosphäre liegt darin, dass sie die Rede von der ‚Außengrenze‘ als Ausdruck eines Selbstmissverständnisses von Kulturen erscheinen lässt. Ist nämlich der Innenraum gleichsam fraktal gegliedert, ist auch die ‚eigene‘ Semiosphäre insgesamt nur ein Fraktal des semiotischen Universums, was nichts anderes bedeutet, als dass all das, was als ‚außenliegend‘ erscheint, eine Supra-Semiosphäre darstellt, die – gerade darin der Biosphäre vergleichbar – vielleicht ein Außen, aber kein semiotisches Jenseits kennt. Alles Semiotische liegt diesseits der Begrenzung der Supra-Semiosphäre, die mit den übrigen Fraktalen des semiotischen Raumes die gleichen Strukturmerkmale teilt: Heterogenität oder Diversität, Asymmetrie und das Wechselspiel zentripetaler und zentrifugaler Kräfte. Das aber heißt: die als ‚Außengrenze‘ wahrgenommene Linie, welche die ‚eigene‘ Semiosphäre scheinbar unzweideutig und grundsätzlich von ‚anderen‘ Kulturen mit ‚befremdlichen‘ Bedeutungen trennt, ist nur eine weitere interne Gliederung des semiotischen Raumes insgesamt und daher genauso durchdringlich und verschiebbar, gesellschaftlich konstituiert und historisch variabel wie jede ‚Binnengrenze‘. Der vermeintlich fundamentale Unterschied wird dergestalt nicht nur relativiert, sondern egalisiert. Die ‚Außengrenze‘ erhält die gleiche Funktion wie die Binnengrenze, deren Aufgabe darin besteht, Übersetzungen anzuregen, die transformierend wirken. Lotman jedenfalls erklärt: „Da der semiotische Raum von zahlreichen Grenzen durchzogen ist, muss jede Mitteilung, die in ihm zirkuliert, immer wieder neu übersetzt und transformiert werden, und dabei wird lawinenartig immer neue Information generiert“.⁴⁷

Besteht die Aufgabe von Binnengrenzen also darin, die Sinnproduktion, das heißt: die Diversität der innerhalb einer Kultur zirkulierenden Bedeutungen zu steigern, und gilt gleichzeitig, dass die ‚Außengrenze‘ nur eine weitere Binnen-

⁴⁶ Ebd., S. 184.

⁴⁷ Ebd., S. 187.

grenze innerhalb der Supra-Semiosphäre darstellt, die Soziologen mit der ‚Weltgesellschaft‘ identifizieren, wird der Austausch mit dem ‚Fremden‘ zu einer Funktion der Sinnproduktion unter ‚anderen‘. Sie verliert ihre Sonderstellung und lässt den Widerstand, den das ‚Unbekannte‘, ‚Unvertraute‘, scheinbar ‚Gefährliche‘ und vermeintlich ‚Chaotische‘ seiner vollständigen Übersetzbarkeit in die ‚eigene‘ Sprache bietet, als genau das erscheinen, was jedes ‚Ich‘ im Dialog mit Kommunikationspartnern erfährt, die nicht derselben Sub-Semiosphäre angehören wie es selbst. „Dialog setzt Asymmetrie voraus“,⁴⁸ meint denn auch Lotman und fährt fort: „Ein Dialog ohne semiotische Differenz ist sinnlos, wenn die Differenz jedoch ausschließlich und absolut wird, so ist kein Dialog mehr möglich. Asymmetrie setzt ein gewisses Maß an Invarianz voraus“.⁴⁹

VI. Ähnlichkeitsdenken

Mit Hilfe des von Anil Bhatti entwickelten und von Dorothee Kimmich und anderen aufgegriffenen Ähnlichkeitsdenkens wird es möglich, Differenzen und Asymmetrien vor jenem Übermaß an Varianz zu bewahren, das jedes Verständnis füreinander und jede Verständigung über Binnen- oder Außengrenzen hinweg unmöglich machen würde. Für Lotman hängt der gelingende Dialog allerdings noch von einer weiteren Voraussetzung ab, nämlich von „dem wechselseitigen Interesse der Beteiligten an den Mitteilungen und ihrer Fähigkeit, die unvermeidlichen semiotischen Barrieren zu überwinden“.⁵⁰ Für Bhatti und Kimmich hingegen ist es gar nicht nötig, semiotische Barrieren im Vollsinn des Wortes zu ‚überwinden‘. Tatsächlich wäre es geradezu hoffnungslos, müsste man alle Barrieren überwinden oder ein für alle Mal aus dem Weg räumen. Man würde damit – ginge es denn überhaupt – den Produktivfaktor der Kommunikation, die semiotische Differenz, aufheben. Barrieren sind, je nach Betrachtungsweise, Barrieren oder Anreize der Verständigung. Sie können den Dialog verhindern – genauso gut jedoch zu ‚Gegenständen‘ der Kommunikation werden. Es gilt also, einen anderen, einen sozial produktiven Blick auf Barrieren, Grenzen und Unterschiede zu werfen, was zugleich bedeutet, dass ein Denken in Ähnlichkeiten das Prinzip der Differenzierung nicht etwa negiert oder abzuschaffen intendiert, sondern präsupponiert. Die eigentliche Leistung des Ähnlichkeitsdenkens liegt somit darin, dass es das Interesse an den Anderen an eine Interpretation von Differenz koppelt, die man als ‚Varianz der eigenen Identität‘ bezeichnen könnte. So gesehen kann das Differente, Andere nicht mehr das ganz und gar Fremde, völlig Unverständliche sein.

Weiterführend als die Überlegungen von Lotman zu den Mechanismen des Dialogs und des Kulturaustausches, die er am Beispiel der Rezeption fremdsprachiger Kulturgüter erläutert,⁵¹ erscheint daher der Ansatz von Bhatti und

⁴⁸ Ebd., S. 191.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Ebd., S. 196f.

Kimmich, Ähnlichkeit als „qualitative Nähe“ zu bestimmen und ihre verschiedenen Ausprägungen als ‚räumliche‘, ‚zeitliche‘ oder auch ‚emotionale‘ Nähe auf ihr transformatives, transkulturelles Potenzial hin zu untersuchen.⁵² Die Relevanz des Ähnlichkeitsdenkens für die Kulturwissenschaften hängt erkennbar „mit den Problemen von komplexen, plurikulturellen Gesellschaften zusammen, die zunehmend durch ein hohes Maß an sprachlicher, religiöser und kultureller Diversität gekennzeichnet sind“,⁵³ die also die Möglichkeit eingebüßt haben, das Andere, Fremde außerhalb des eigenen semiotischen Raumes zu verorten und dort zu fixieren. Die Außengrenze ist in eine Vielzahl von Binnengrenzen zersplittert.

In dieser Situation gibt es prinzipiell zwei Optionen: eine erhöhte Aufmerksamkeit auf Unterschiede, die schnell zur Überschätzung derselben und infolgedessen zur Polarisierung führen kann – und eine relative „Indifferenz gegenüber Differenz“,⁵⁴ die sich der Gewöhnung an die bestehenden Unterschiede verdankt. Ein solches Indifferent-Werden gegenüber Differenz kann sowohl als habit-taking als auch als habit-breaking beschrieben werden. Es bricht mit der Gewohnheit, den semiotischen Raum immerzu in das ‚Eigene‘ und das ‚Fremde‘ einzuteilen und nimmt dem ‚Anderen‘ gegenüber jene gelassene Haltung ein, die seiner unvoreingenommenen Wahrnehmung und a fortiori Wertschätzung zuträglich ist. Die Chance, dass sich im Zuge einer solchen Wahrnehmung Ähnlichkeiten, womöglich sogar Gemeinsamkeiten zeigen, ist deutlich größer als dann, wenn in plurikulturellen Gesellschaften an der kulturellen Gewohnheit festgehalten wird, alles, was nicht identisch ist, auszugrenzen. Es geht mithin um eine an Ähnlichkeiten orientierte Suchbewegung, eine Findekunst der Verständigung, die nicht nach hinten blickt und die Vergangenheit oder die eigene Herkunft identitär verklärt, sondern den gegenwärtigen Zustand des plurikulturellen Nebeneinanders als eine soziale Tatsache und damit als Ausgangsdatum einer gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit nimmt, die für die Zukunft ein konstruktives Miteinander anstrebt.

VII. Referenz & Projektion

Ein sich auf Ähnlichkeiten kaprizierendes Denken versieht Grenzen und Trennlinien, Schnittstellen und andere Demarkationen mit einer gewissen ‚Unschärfe‘ oder auch ‚Unschärferelation‘,⁵⁵ um dort, wo aktuell noch Unverständnis füreinander vorherrscht, Spielräume für Übersetzungen, Übergänge oder Überbrückungen zu schaffen. Spielräume dieser Art eröffnen sich vor allem dann, wenn man die Oberfläche der Alterität durchdringt und darunter verwandte Strukturen entdeckt, wenn sich der Blick vermehrt auf die analoge Funktion nicht-identischer Phänomene und die Vergleichbarkeit distinkter Konfigurationen rich-

⁵² Anil Bhatti/Dorothee Kimmich, „Einleitung“. In: Dies. (Hg.): *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*. Konstanz 2015, S. 13.

⁵³ Ebd., S. 16.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Vgl. ebd., S. 26.

tet. Aus diesem Grund erlangt auch für das Ähnlichkeitsdenken jene semiotische Differenz besondere Relevanz, die zwischen den beiden Grundformen des Ikonischen, dem Image und dem Diagramm, besteht. Ein Image muss seinem Bezugsobjekt Punkt für Punkt entsprechen und maßstabsgetreu zum Verwechseln gleichen; es ist gleichsam ein Simulakrum der Identität. Ein Diagramm hingegen entspricht seinem Bezugsobjekt keineswegs in jeder Hinsicht, sondern lediglich in bestimmten Grundzügen. Es weist also nur eine strukturelle Ähnlichkeit mit seinem Bezugsobjekt im Beziehungsgefüge räumlich angeordneter Elemente auf. Sein Prototyp ist mithin eher eine schematische Zeichnung als ein fotorealistisches Bild oder eine dichte, detailgenaue Beschreibung. Die für das Ähnlichkeitsdenken und für die interkulturelle Verständigung entscheidende Pointe eines diagrammatischen Layouts von Gesellschaft ergibt sich aus dem Gustafsson-Axiom, demzufolge

die generische oder ‚generalisierbare‘ Eigenschaft von Abbildungen (daß es logisch nämlich stets möglich ist, daß sie mehr als nur eine – dann numerisch verschiedene – Erscheinung abbildet) nichts mit ihrem mehr oder weniger hohem Vollständigkeitsgrad zu tun hat. Auch bei der vollständigsten Abbildung (d.h. derjenigen, bei der die höchstmögliche Anzahl von Relationen zwischen den verschiedenen Elementen der [zu] ordnenden Menge wiedergegeben wird) – die entsteht, wenn ein Gegenstand dazu verwendet wird, sich selbst abzubilden –, wird nicht die *Anhäufung* abgebildet, d.h. die Summe der Elemente der ordnenden Menge, sondern deren *Ordnung*.⁵⁶

Mit anderen Worten: keine Welt- oder Selbstbeschreibung ist in der Lage definitiv auszuschließen, dass sie mehr als eine Lesart erfährt, dass es zumindest numerisch verschiedene Bezugsobjekte gibt, die dem Bild entsprechen, welches sie von einem bestimmten Bezugsobjekt intendiert. Insofern alle Welt- und Selbstbeschreibungen schon aus Gründen der Komplexitätsreduktion diagrammatische Züge aufweisen müssen und eher schematische Darstellungen von Anordnungen als vollständige Abbilder von Punktmengen sind, die jedem Detail der Wirklichkeit eindeutig entsprechen, kommt ihre Referenzialisierung nicht ohne das Moment der Projektion aus. Es kann daher weder ausgeschlossen werden, dass es mehr als ein Objekt gibt, das sich nach dem gleichen Schema auffassen lässt, noch dass sich dieses eine Objekt unterschiedlich diagrammatisieren lässt. So wie man von ein und demselben Territorium je nachdem, welche Aspekte als relevant betrachtet werden, eine Karte der Verkehrswege, der Bodenschätze, der Bevölkerungsdichte usw. anfertigen kann, ohne mit all diesen Karten die Wirklichkeit zu erschöpfen, ist ein für alle Mal und logisch zwingend auszuschließen, dass sich die Konfiguration einer Karte womöglich auf distinkte Territorien projiziert.

⁵⁶ Lars Gustafsson, *Sprache und Lüge. Drei sprachphilosophische Extremisten: Friedrich Nietzsche, Alexander Bryan Johnson, Fritz Mauthner*. Frankfurt am Main 1982, S. 257.

zieren lässt. Und insofern alle Welt- und Selbstbeschreibungen diesem Prinzip respektive dem Gustafsson-Axiom genügen müssen, lassen auch sie stets mehr als nur eine Lesart zu. So wie Karten anhand ihrer Legenden intentional spezifiziert, also hinsichtlich des Spielraums ihrer Auslegung begrenzt werden, können sie mittels alternativer Legenden, ohne Veränderung des Layouts, eine Verschiebung ihrer Display-Funktion erfahren. Es ist logisch nie ausgeschlossen, dass ein Diagramm, eine Karte, ein Modell oder ein Schema mehr als einem Bezugsobjekt ähnelt und auf ‚Gegenstände‘ appliziert wird, die gar nicht intendiert waren.

VIII. Die multiple Lesbarkeit der Welt

Hinzu kommt etwas Weiteres. Zur Eigenart des ‚Diagrammatischen‘ gehört, dass man es ebenso gut externalisieren und materialisieren wie internalisieren und idealisieren kann, dass man es sowohl in den Formen der Anschauung als auch in den Operationen des Verstandes entdecken kann. Es besitzt daher eine spezifische Relais-Funktion. Was damit gemeint ist, wird deutlicher, wenn man sich an die Feststellung von Gunter Weidenhaus hält, die als *communis opinio* und *common ground* nicht nur von Soziologie und Semiotik, sondern zahlreicher anderer Disziplinen und Konzepte – darunter den Kulturwissenschaften und der Systemtheorie – gelten kann: „Es gibt keinen anderen ontologischen Ort für sinnhafte Strukturen als das Bewusstsein von Subjekten“.⁵⁷ Diese Feststellung impliziert, dass räumliche Strukturen, sofern sie zugleich auch gesellschaftliche und sinnhafte Strukturen sein sollen, intersubjektiv vermittelte Strukturen sein müssen – mithin solche, die sich anhand von Zeichen, die ego wie alter wahrnehmen kann, in Vorstellungen ‚übersetzen‘ lassen und dank dieser ‚Übersetzungen‘ weitere kognitive Prozesse auslösen – allen voran Konjekturen und Inferenzen – die ihrerseits wiederum (mit)teilbar sind. Unter dieser Voraussetzung darf man behaupten, dass Zeichen in soziologischer wie in semiologischer Hinsicht einerseits an ‚Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit‘⁵⁸ gebunden sind und andererseits Bewusstseinsprozesse ‚triggern‘, die – solange neurologische Untersuchungen auf der sinnfreien Ebene der Synapsen, Transmitter etc. verbleiben – nur psychologisch, phänomenologisch und/oder semiologisch modelliert werden können.

Tatsächlich sind die Divergenzen zwischen Psychologie, Phänomenologie und Semiologie geringer als die Gralshüter der reinen Lehre meinen. Dafür sprechen neben den wahrnehmungspsychologischen Experimenten von Peirce und seiner Idee der Phaneroskopie auch die Vermittlungsbemühungen zwischen Phänomenologie und Semiologie, die Frederik Stjernfelt unternommen hat.⁵⁹ Eigentlich ist die Behauptung, dass Zeichen einerseits an ‚Szenen gemeinsamer Aufmerk-

⁵⁷ Weidenhaus, *Soziale Raumzeit*, S. 62.

⁵⁸ Vgl. Michael Tomasello, *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Frankfurt am Main 2002.

⁵⁹ Vgl. Frederik Stjernfelt, *Diagrammatology. An investigation on the borderlines of Phenomenology, Ontology, and Semiotics*. Dordrecht: 2007.

samkeit' gebunden sind und andererseits Bewusstseinsprozesse ‚triggern‘, denn auch nur eine Abwandlung der von Johann Wilhelm Lambert bereits im 18. Jahrhundert formulierten Erkenntnis, dass ein Zeichen, um Bedeutung zu erlangen und Wirkung zu entfalten, erst einmal in die Sinne fallen und dann als ‚principium cognoscendi‘ fungieren müsse.⁶⁰

Allerdings muss man Lamberts Erkenntnis etwas modifizieren, um dem naheliegenden Einwand zu begegnen, dass weder die sinnliche Wahrnehmung eines Zeichens noch die Vorstellung, die es in einem Bewusstsein auslöst, an eine ‚Szene gemeinsamer Aufmerksamkeit‘ gebunden ist. Auch wer einsam in seiner Kammer sitzt, so scheint es, kann wahrnehmen und denken, ist dabei also nicht unmittelbar auf andere oder ihre Aufmerksamkeit auf dieselben Zeichen/Objekte angewiesen. Soziologisch betrachtet, handelt es sich bei diesem Einwand jedoch um einen Kurzschluss, da die Formen und Operationen der Wahrnehmung ebenso wie die Formen und Operationen des Denkens hochgradig gesellschaftlich vermittelt sind – vom Sprach- und Schriftspracherwerb über die Aneignung der in einer Zeichengemeinschaft gültigen diskursiver Regeln des Aussagens und Schlussfolgerns bis hin zu den kulturell geprägten Vorstellungen über die ‚Lesbarkeit‘ der Welt, die wiederum im Zeichen einer intersubjektiven Konvergenz stehen, weil es dabei in erster Linie um die gemeinsame Lebenswelt, den Raum des Zusammenlebens, geht. So schwer zu übersehen ist, dass diese Sozialisationsprozesse an das Medium gebunden sind, zu dem ‚Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit‘ im Verlauf der Biografie eines Menschen werden, so leicht werden im Zuge individueller Reflexionen die sozialen oder kollektiven Rahmen vergessen, die nicht nur das Erinnerungs-, sondern eben auch das Vorstellungsvermögen eines jeden Menschen nachhaltig bestimmen. Von daher ist der ontologische Ort für sinnhafte Strukturen, das Bewusstsein, gerade kein in sich abgeschlossener Binnenraum, sondern ein Treff- und Sammelplatz des sozialen Zeichenverkehrs und der wechselseitigem Durchdringung eigener und fremder Vorstellungen sowie der Überlagerung zahlreicher Stimmen, von denen sich nicht immer mit Bestimmtheit sagen lässt, ob sie von ‚innen‘ oder ‚von außen‘ kommen. Schon 1934/35 hatte Bachtin diese Dialogizität des Bewusstseins anhand des Wechselspiels von Rede, Gegenrede und Gegenrede beschrieben und auf die Notwendigkeit verwiesen, das „innerlich überzeugende Wort“ insbesondere in totalitären Gesellschaften gegen das „autoritäre Wort“ zu behaupten, das von außen auf den Einzelnen einwirkt.⁶¹ Kurzum: sieht man das Bewusstsein als jenes Fraktal der Semiosphäre an, das auf der Ebene der Individuation zu verorten ist, muss es den gleichen Prinzipien wie jedes andere Fraktal unterworfen, also ein in sich divers und asymmetrisch strukturierter Raum sein, in dem eine Vielzahl von Stimmen widerhallt, die sich mit den zentripetalen und zentrifugalen Kräften der Sprache verbinden respektive überlagern. Das Bewusstsein ist ein von Interferenzen bestimmter Resonanzraum.

Ist somit von sinnhaften Strukturen die Rede, kann dies, weil sinnhaft von Strukturen nur zu reden ist, wenn Strukturen als räumliche (An)Ordnungen von

⁶⁰ Johann Heinrich Lambert, *Anlage zur Architectonic*. 2 Bde. Riga 1771, S. 279 und 300.

⁶¹ Vgl. Bachtin, *Die Ästhetik des Wortes*, S. 230-232.

Bedeutungen, als Beziehungsgefüge signifikanter Elemente vorgestellt werden, nichts anderes heißen, als dem Bewusstsein eine topologische Verfahrensweise zu unterstellen und Syntheseleistungen auf der Basis einer Platzierungspraxis vorzunehmen, die ihrerseits eine Differenzierungsleistung zwischen Gegenständen und Orten erfordert. Der enge funktionale Zusammenhang, der zwischen der Topologie, i.e. der allgemeinen Lehre von der Lage und Anordnung geometrischer Gebilde im Raume, dem Struktur-Begriff, der diagrammatischen Platzierungspraxis und der Topik als jener Spezialdisziplin besteht, die Mnemotechnik, Heuristik und Logik (verstanden als Regelwerk vom Aussagen und Schlussfolgern) vereint, läuft somit darauf hinaus, simple wie komplexe, konkrete wie abstrakte Zeichengebilde als Beziehungsgefüge und Ableitungsverhältnisse aufzufassen und in ihnen (wiederkehrende) Deutungsmuster zu erkennen, die zum einen auf einen sinnhaften Aufbau der Welt schließen lassen und zum anderen Möglichkeiten des Umbaus dieser Welt anzeigen, die in der Vorstellung gemäß der Pragmatischen Maxime durchgespielt werden können, was häufig anhand von Modellen geschieht, die eine Display-Funktion aufweisen. Diesem Prinzip folgen ungeachtet ihrer sonstigen Unterschiede Dramen wie Theateraufführungen, Romane oder Filme wie Theorien, insofern sie ein Wechselspiel von Distinktionen und (Re-)Konfigurationen, Analyse- und Syntheseleistungen, Grenzziehungen und Platzierungen sowie Attribuierungen entfalten, das der Welt Gestalt und Sinngehalt, mithin ‚Lesbarkeit‘ verleiht.

IX. Literarische Transfiguration

Mit dem Stichwort der ‚Lesbarkeit‘ ist ein weiterer Konvergenzpunkt von Raumsoziologie und Kultursemiotik benannt, der in das Gebiet der Romanpoetik und Narratologie hinüberweist. So hat Paul Ricœur im Erzähltext ebenfalls eine Konfiguration gesehen, die sich nur raumzeitlich, als an bestimmte Schauplätze gebundene Ereignisfolge und damit als ein Handlungsmodell begreifen lässt, das bestimmte Rückschlüsse auf die Lebenswelt erlaubt.⁶² Obwohl Ricœur ausdrücklich nicht davon spricht, dass die narrative Konfiguration der Welt eine diagrammatische Struktur aufweist, lässt sich seine Idee der Konfiguration ohne größere Schwierigkeiten im Sinne der Semiotik reformulieren und mit dem Gustafsson-Axiom korrelieren. Demzufolge besteht der Preis der ‚Lesbarkeit‘, die Erzähltexte – allen voran Romane – erzeugen, in der Vervielfältigung der Lesarten, denen die Welt unterzogen werden kann. Wenn es denn also, mit Nelson Goodman zu reden, so viele Welten wie Weisen der Welterzeugung gibt,⁶³ heißt dies keineswegs, dass alle Versionen funktional äquivalent sind, ja nicht einmal, dass eine jede funktional ist. Vielmehr kommt es sehr wohl darauf an, situativ funktionale und dysfunktionale Welt-Versionen voneinander zu unterscheiden. Von denjenigen allerdings, die wie Romane eine diagrammatisch strukturierte Display-

⁶² Vgl. Paul Ricœur, *Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung*. München 2007, S. 104-113.

⁶³ Vgl. Nelson Goodman, *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt am Main 1984, S. 14f.

Funktion aufweisen, kann man mit Fug und Recht behaupten, dass sie Deutungsoptionen darstellen, die Handlungsressourcen ausweisen. Ihre pragmatische Relevanz besteht darin, dass sie zugleich das sinnhafte Erleben der gesellschaftlich konstruierten Wirklichkeit und deren Dekonstruktion erlauben. Dekonstruktion aber ist nicht Destruktion, ist nicht Vernichtung von Handlungsmöglichkeiten oder gar Weltzerstörung, sondern Ausgriff auf die Ressource des Kontingenten, des prinzipiell Denk- und Machbaren, wenn jetzt auch noch nicht Realisierten.

Die Grenze, die innerhalb der diagrammatisch strukturierten Welten zwischen dem, was gegeben ist und dem, was getan werden könnte, verläuft, korreliert demnach zwei Vorstellungsräume, von denen der eine – in der Terminologie von Kant – durch die reproduktive und der andere durch die produktive Einbildungskraft konstituiert wird. Das rezeptive Bewusstsein wird unter dieser Voraussetzung zum Ort der Vermittlung oder Verhandlung jener Distinktionen, die diese beiden Konfigurationen voneinander abheben. Im Unterschied zu dem dreistelligen Modell von Paul Ricœur, demzufolge die Präfiguration der Welt durch mehr oder weniger abstrakte Begriffe und Konzepte im Kunstwerk in eine anschaulich-sinnfällige Konfiguration überführt wird, die dem Rezipienten bestimmte Schlussfolgerungen nahelegt und im Lichte seiner konkreten Lebenserfahrung einer Refiguration unterzogen wird,⁶⁴ sollte man daher auf ein vierstelliges Modell abstellen, dass mit der Möglichkeit einer Transfiguration, einer Umschrift der Welt im Kunstwerk rechnet und damit die Grenzen des mimetischen Konzepts sprengt, dem Ricœur verpflichtet geblieben ist. Dieses vierstellige Modell folgt – ohne die dreistellige Begrifflichkeit von Prä-, Kon- und Refiguration preiszugeben – den Vorstellungen von Hans Blumenberg und Wolfgang Iser, die den Wirklichkeitsbegriff auf die Idee der Kontingenz bezogen haben⁶⁵ und auf ein imaginäres Überschreiten der Realität durch Fiktionen abzielen, so dass die Romanlektüre – das Modell der Rezeption – zu einem Prozess wird, aus dem sowohl die Bezugswelt als auch das Subjekt verändert hervorgehen. Zielt das Schreiben darauf ab, die Welt lesbar zu machen, läuft das Lesen darauf hinaus, sich selbst und die Welt umzuschreiben, also „den Leser von habituellen Dispositionen abzulösen, damit er sich das vorzustellen vermag, was durch die Entschiedenheit seiner habituellen Vorstellungen vielleicht unvorstellbar schien“.⁶⁶

Es geht im literarischen Zeichenverkehr, insbesondere beim Entwurf einer diegetischen Welt, mithin nicht allein darum, die Begriffe zu einer Sinngestalt anzuordnen, es geht immer auch darum, ihren Bedeutungsumfang zu erweitern oder umzuformen sowie darum, Handlungsoptionen aufzuzeigen und durchzuspielen (Display-Funktion), die der Realität zwar virtualiter eingeschrieben sind, aber erst noch entdeckt, vorgezeigt, ausbuchstabiert und fiktional durchgespielt werden müssen. In der Interaktion von Text und Leser kommt es, sobald dies geschieht, zu einer Grenzverschiebung, zu einem displacement der Linie, die den Limes des Realen bildet. Ob diese Transfiguration der Wirklichkeit in utopische

⁶⁴ Vgl. Ricœur, *Zeit und Erzählung I*, S. 120-122.

⁶⁵ Vgl. Hans Blumenberg, „Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans“. In: Ders., *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Frankfurt am Main 2001, S. 47-73, insb. 67.

⁶⁶ Wolfgang Iser, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München ²1984, S. 293.

oder dystopische Gefilde führt, ob sie pragmatische Relevanz erlangt oder nicht, wird im gesellschaftlichen Diskurs unter Rekurs auf Vorstellungen ausgehandelt, die literarische Text intersubjektiv nachvollziehbar vermitteln respektive aushandeln. Mit anderen Worten: Literarische Texte erlangen gesellschaftliche Bedeutung gerade dadurch, dass sie den Spielraum des Denk- und Machbaren neu vermessen, Grenzen verschieben und mittels wegweisender Vorstellungen Übergänge zu einer veränderten Praxis bahnen. Zeigen Sie im Layout das vorherrschende Gefüge der Wirklichkeit mimetisch oder expositorisch auf, gehen Sie im fiktionalen Durchspielen verschiedener Handlungsoptionen – mithin im dramatischen Display von Plot und Counterplot, Intrige und Gegenintrige – von der Konkurrenz Transfiguration dieses Gefüges über. Als Bedingung der Kon- wie der Transfiguration aber muss der intersubjektive und räumliche Zuschnitt des Beziehungsgefüges gelten.

X. Querbezüge und Übergänge

Unter dieser Voraussetzung lassen sich einige wesentliche Einsichten zur Struktur des künstlerischen Textes, die Lotman formuliert hat, vertiefen. Für Lotman stellt der literarische Text ein sekundäres modellbildendes System dar, das auf dem primären Modell der Sprache beruht und das ebenfalls durch sprachliche Strukturen nachhaltig bestimmte Bewusstsein des Menschen (re-)moduliert.⁶⁷ Die hier vorgetragenen Überlegungen sprechen dafür, dass literarische Texte auch mit Blick auf die Strukturen des sozialen Raums modellbildend bzw. (re-)modulierend sind: Ihr Layout macht die Strukturen des sozialen Raumes bewusst, aber auch – sofern das Layout nicht einfach nur gegeben, sondern den Lesern als Resultat von Geschichte(n) vor Augen geführt wird – dessen Strukturierung. Da das Aufzeigen der Struktur oder Ordnung des sozialen Raumes und der ordnenden Verfahren (Platzierungspraxis, Syntheseleistung und Grenzziehung als wichtigste Form der Differenzierungsleistung) dank des dynamischen Zuschnitts der Display-Funktion zur Umordnung übergehen und eine Kritik der Strukturationsverfahren entfalten kann, kommt es zunächst textintern zu dem, was Lotman „Umcodierungen“ genannt hat,⁶⁸ mit Blick auf das Layout des sozialen Raums im Kunstwerk jedoch besser als Transfiguration bezeichnet wird, weil es die Gestalt der diegetischen Welt in all ihren Facetten betreffen kann. Im Zuge der Refiguration, die zur Hauptsache aus vergleichenden Rückschlüssen vom Text (der diegetischen Welt) auf die Lebenswelt, den sozialen und semiotischen Raum der eigenen Kultur, besteht, wird das imaginäre Produkt der Transfiguration, das aufgrund des Modellcharakters der Literatur pragmatische Relevanz beanspruchen kann, in ein Verhältnis zur Realität gesetzt.

Um noch einmal das Anschauungsbeispiel der Karte zu bemühen: das Auf- oder Nachzeichnen der sozialen Ordnung des Raums – Ordnung verstanden als

⁶⁷ Vgl. Jurij M. Lotman, *Die Struktur des künstlerischen Textes*. Frankfurt am Main 1973, S. 22f. und S. 30.

⁶⁸ Vgl. ebd., S. 64f.

Vorgang und Ergebnis – wird im Kunstwerk an ein bewusstes Ver-Zeichnen gekoppelt. Dessen Pointe würde jedoch verfehlt, wenn die Leser den fiktionalen Modus der Darstellung nicht auf den realen Prozess der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit und ihre Rolle in diesem Prozess zurückbeziehen würden. Daher kommt es seitens der Modelle darauf an, ob und wie sie performative Übergänge zur gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit bahnen. Um es wiederum am Roman zu exemplifizieren: Wenn die Lektüre eines Romans vor allem in konjekturalen Auffassungsakten und Schlussfolgerungen besteht, die an den Anschauungs- respektive Vorstellungsraum der diegetischen Welt gebunden sind, sollte es keine scharfe Trennung zwischen den Lektüremomenten oder Lesesakten geben, die der Konstitution der diegetischen Welt gelten, und jenen Momenten oder Akten, die der Vergegenwärtigung ihrer Referenzinstanz, dem semiotisch-sozialen Raum der Lebenswelt, gelten. Die Imagination muss dank einer in den Roman eingebauten Unschärferelation jederzeit von dem einem Raum in den anderen hinübergleiten oder unentwegt zwischen Text- und Lebenswelt hin- und herlaufen. In dieser Hinsicht, die aus der Lektüre einen diskursiven Vorgang macht, erfüllen die komplementären Modalitäten der Illusion und der Immersion eine spezifische Aufgabe: sie heben die Differenz von Interpretanten und Referenten in einer Ähnlichkeitsrelation auf, die das eine jeweils eher als Variante des anderen erscheinen lässt. Zusammen mit der funktionalen Äquivalenz, die der Platzierungspraxis bei der Konstitution sozialer wie imaginärer Räume zukommt, erlauben es diese Ähnlichkeitsrelationen, beständig vom Text auf die Welt und vom diegetischen Raum auf den semiotisch-sozialen Raum umzuschalten (Relais-Funktion).

Das aber heißt: die durch Ähnlichkeitsrelationen bedingte Referenzialisierungsleistung unterläuft für die Dauer der Romanlektüre das Wissen um die unaufhebbare Differenz von Fiktion und Realität. In der Reflexion auf diesen Prozess wird klar: Die Imagination ist an der Konstitution des diegetischen wie des semiotisch-sozialen Raums, an der literarischen Welterzeugung wie an der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit elementar beteiligt. Im Romanhaftwerden der Kultur, vor allem aber in den Metafiktionen, die seit der Frühen Neuzeit von Cervantes über Furetière und Sterne bis zu Borges, Nabokov und anderen Furore gemacht haben, kann man somit wirksame Beiträge zur Selbstbeschreibung der Kultur sehen, die allesamt um die zentrale Rolle der Imagination kreisen und – da sie mit Vorliebe die Aberrationen der Imagination ironisch behandeln – einen kritischen Diskurs über die Literatur und ihre semiotische Macht führen.

Achtet man demnach auf die Platzierungspraxis, durch die soziale, semiotische und diegetische – Räume gekennzeichnet sind, und untersucht man neben der Syntheseleistung, die ihrem Layout zugrunde liegt, die Transfiguration der Bezugswelt, die ein Text aufzeigt und durchspielt (Display-Funktion), kann man erstens von Fall zu Fall spezifizieren, inwiefern Romane und andere Kunstwerke das Beziehungsgefüge der Wirklichkeit umschreiben, und zweitens das politische und interkulturelle Potenzial einer diagrammatischen Auffassung der Semiosphäre erkennen. Denn durch diese Auffassung werden Ähnlichkeitsrelationen etab-

liert, wird die Aufmerksamkeit auf Querbezüge und Übergänge gelenkt, die verhindern, dass die für jede Welt- und Selbstbeschreibung erforderlichen Distinktionen als (unüberwindliche) Barrieren erscheinen.

Literatur

- Bachtin, Michail M. *Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt am Main 1979.
- Bachtin, Michail M. *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. Frankfurt am Main 1989.
- Barthes, Roland. *Leçon/Lektion*. Französisch und Deutsch. Antrittsvorlesung im Collège de France. Gehalten am 7. Januar 1977. Frankfurt am Main 1980.
- Bauer, Matthias / Ernst, Christoph. *Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld*. Bielefeld 2010.
- Benn, Gottfried. *Roman des Phänotyps. Landsberger Fragment, 1944*, In: Ders. *Prosa und Autobiographie in der Fassung der Erstdrucke*. Frankfurt am Main 2006, 149-191.
- Bhatti, Anil / Kimmich, Dorothee. „Einleitung“. In: Dies. (Hg.): *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma*. Konstanz 2015, 7-31.
- Blumenberg, Hans. *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt am Main 1986.
- Blumenberg, Hans. „Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans“. In: Ders. *Ästhetische und metaphorologische Schriften*. Frankfurt am Main 2001, 47-73.
- Foucault, Michel. *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main 1991.
- Goodman, Nelson. *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt am Main 1984.
- Gustafsson, Lars. *Sprache und Lüge. Drei sprachphilosophische Extremisten: Friedrich Nietzsche, Alexander Bryan Johnson, Fritz Mauthner*. Frankfurt am Main 1982.
- Holquist, Michael. *Dialogism. Bakhtin and his World*. London / New York 1991.
- Iser, Wolfgang. *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München ²1984.
- Lambert, Johann Heinrich. *Anlage zur Architectonic*. 2 Bde. Riga 1771.
- Löw, Martina. *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main 2001.
- Lotman, Jurij M. *Die Struktur des künstlerischen Textes*. Frankfurt am Main 1973.
- Lotman, Jurij M. *Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur*. Berlin 2010.
- Luhmann, Niklas. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main 1987.
- Nagl, Ludwig. *Charles Sanders Peirce*. Frankfurt am Main / New York 1992.
- Pape, Helmut. *Erfahrung und Wirklichkeit als Zeichenprozeß. Charles S. Peirces Entwurf einer Spekultativen Grammatik des Seins*. Frankfurt am Main 1989.
- Peirce, Charles Sanders. *Collected Papers*. Vol I-VI. Edited by Charles Hartshorne and Paul Weiss. Cambridge 1931-35.
- Peirce, Charles Sanders. *Über die Klarheit unserer Gedanken*. Frankfurt 1968.
- Peirce, Charles Sanders. *The New Elements of Mathematics*. Vol. IV. Atlantic Highlands / New York 1976.

Ricœur, Paul. *Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung*. München²2007.

Spencer-Brown, George. *Laws of Form*. Leipzig 1999.

Stjernfelt, Frederik. *Diagrammatology. An investigation on the borderlines of Phenomenology, Ontology, and Semiotics*. Dordrecht 2007.

Tomasello, Michael. *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Frankfurt am Main 2002.

Waldenfels, Bernhard. *Der Stachel des Fremden*. Frankfurt am Main³1990.

Weidenhaus, Gunter. *Soziale Raumzeit*. Berlin 2015.

Wittgenstein, Ludwig. *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*. Frankfurt am Main 1963.

Wittgenstein, Ludwig. *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main 1975.